



OLGA A. KROUK

*Schatten*  
SEELEN

Weltbild

## **Liebe in einer Welt voller Dunkelheit**

Finsternis liegt über Hamburg, und die Krankenschwester Evelyn Behrens wird entführt – in eine Welt voller Geheimnisse und Gefahr ... Sie muss sich entscheiden: zwischen einem Mann, der schon lange tot ist, und einem anderen, für den ihre Liebe das Todesurteil bedeutet.

## **Seelen-Trilogie**

Schattenseelen

Nachtseelen

Hexenseelen

Olga A. Krouk

# Schattenseelen

Roman

**Weltbild**

## Die Autorin

Olga A. Krouk, 1981 in Moskau geboren, zog als Kind zunächst in die Ukraine und später nach St. Petersburg, wo sie als Jugendliche erste Geschichten schrieb. 2001 ging sie – den Kopf voller Romanideen – nach Berlin. Heute lebt die Autorin mit ihrer Familie in einer kleinen Stadt in Schleswig-Holstein.

Ihr Roman Schattenseelen ist der erste Band einer Trilogie um die geheimnisvollen Nachwesen Nachzehirer, Metamorphe und Hexen.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Olga A. Krouk

Die Originalausgabe erschien beim Wilhelm Heyne Verlag, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Genehmigte Lizenzausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-296-4

Für Michael, meinen Mann



# 1. Kapitel

»Mama, ich hab Angst!« Der Blick des Jungen haftete sich an das Gesicht seiner Mutter, die unwillkürlich zuerst ihrer eigenen Furcht Luft machen musste und sich an die Schwester wandte.

»Es ist doch nichts Schlimmes, oder? Bitte sagen Sie mir, dass er sich erholen wird!« Sie beugte sich über die Liege, ergriff die Hand ihres Sohnes und drückte sie mit aller Zuversicht, zu der sie fähig war.

»Das sehen wir gleich«, beruhigte Evelyn die beiden. Sie löste den Verband und betrachtete die Wade, auf der sich die Bissabdrücke eines Hundes abzeichneten – höchstens von der Größe eines Chihuahuas und keineswegs tief eingedrungen.

Die Tür öffnete sich, und Doktor Kehrfeld trat ein. Mit einem breiten Lächeln zog er die Latexhandschuhe an und ließ das Ende gegen sein Handgelenk schnalzen. In den grauen Augen des Arztes tanzten heitere Funken, als er seinem kleinen Patienten zuzwinkerte:

»Wie ich sehe, hast du mit einem Löwen gekämpft. Und? Gewonnen?«

Mit seinem Erscheinen hatte sich die Situation spürbar entspannt. Evelyn schmunzelte in sich hinein. Sie konnte nicht anders, in seiner Nähe fühlte sie sich wohl.

Zu wohl.

Doktor Kehrfeld begutachtete die Wunde und erkundigte sich nach den Impfungen.

»Na, das sieht doch ganz gut aus.« Seine Finger tippten an Evelyns Schulter. Sie sah zu ihm auf. Diesmal erstrahlte sein Lächeln nur für sie allein, so kam es ihr zumindest vor.

»Schwester Evelyn, verbinden Sie bitte die Wunde, dann kann unser Held nach Hause.«

Obwohl sich zwischen den Schwestern und so manchen Ärzten ein lockeres ›Du‹ eingebürgert hatte, pflegte Doktor Kehrfeld ein offizielles ›Sie‹, das bei ihm dennoch irgendwie neckisch klang.

Evelyn griff nach einem Desinfektionsmittel. »Gleich wird es ein klein wenig brennen«, sagte sie entschuldigend.

Wieder huschte ein Anflug von Panik über das Gesicht des Jungen, und wieder war es Doktor Kehrfeld, der die Situation rettete: »Für richtige Helden, die mit Löwen kämpfen, ist das kiki. Ich wette, du wirst das nicht einmal merken.«

So behutsam wie möglich reinigte Evelyn die Wunde. Der Junge sog zischend die Luft ein, wich aber der Hand der Mutter aus, die versucht hatte, ihn zu streicheln. Ganz der Held.

»Schon vorbei!«, verkündete Evelyn feierlich und begann, den Verband anzulegen. Dabei spürte sie, wie Doktor Kehrfeld jeden Griff ihrer Hände beobachtete. Oder kam es ihr nur so vor? Sie wagte einen Blick zu ihm hoch und glaubte etwas in seinen Augen zu lesen, was ihr ganzes Inneres flatterig werden ließ. Verflucht, man könnte glauben, sie wäre mitten in der Pubertät. Und das mit Ende zwanzig – peinlich, peinlich.

Kurze Zeit später wurden der Junge und seine Mutter entlassen. Evelyn räumte die Utensilien weg und trat in den leeren Flur. Keine neuen Patienten. Gut. Sie atmete tief durch.

»Möchten Sie einen Kaffee?« Doktor Kehrfeld holte sie ein. Mit einer Hand fuhr er durch sein Haar, das Evelyn unwillkürlich an Schafsfell erinnerte. Nicht sonderlich sexy, aber die Kollegen wie auch Patienten mochten ihn ganz entschieden für andere Qualifikationen als das Äußere. »Ich würde uns einen organisieren.«

Ein Arzt, der einer Krankenschwester einen Kaffee brachte? Da wurden so manche Träume wahr. Aber nicht die ihren.

»Ich muss noch Formulare ausfüllen. Außerdem: Der Kaffee ist hier ziemlich mies.« Sie unterdrückte das Bedürfnis, ihm zuzulächeln – wie immer, wenn sie in sein offenes Gesicht blickte. Es fing immer mit einem Kaffee an. Und was dann, wenn sie erst mit ihm geschlafen hatte? Anders als so manche ihrer Kolleginnen, die das Leben lockerer sahen, durfte sie es auf keinen Fall so weit kommen lassen. Denn wie sollte sie hier arbeiten, wenn sie ihn danach nicht mehr ansehen konnte, ohne dass ihr übel wurde?

Er gab nicht auf. »Das ist wunderbar, dann wäre es ausnahmsweise nicht meine Schuld.«

Evelyn flüchtete hinter den Tresen. Ihre Gefühle erschwerten es, ihn auf Abstand zu halten und ihm eine Abfuhr zu erteilen. Aber sie musste es tun. Zumal – fand sie seinen Vornamen nicht unglaublich skurril? Mit anderen Schwestern scherzte sie oft darüber und behauptete, sie würde niemals mit jemandem ausgehen, der Bernulf hieß. Gar nicht zu reden von der Vorstellung, ihn im Bett ernst nehmen zu müssen. Stark wie ein Bär, zäh wie ein Wolf, sollte der Name bedeuten. Aber wer hieß denn heutzutage so?

»Na gut. Mit Sahne – nicht mit Milch! – und Zucker. Und bitte heiß, nicht lauwarm«, wies sie ihn an. Jetzt musste er aufgeben. Kein Mann duldet eine Frau mit so vielen Extrawünschen.

Doch sie hatte Doktor Kehrfeld unterschätzt.

»Heiß ist mein zweiter Name.« Er zwinkerte ihr zu und brachte sie fast zum Erröten. Evelyn sah ihm nach, wie er mit jugendlicher Unbeschwertheit über den Flur schlenderte, was sie bei seiner Statur immer aufs Neue erstaunte.

Während er im Aufenthaltsraum verweilte, band sie ihr Haar neu zu einem Pferdeschwanz. Wie eine Elfe sähe sie mit offener Mähne aus, hatte ihr einmal jemand gesagt. Um nicht stets zu einem süßen, zerbrechlichen Etwas degradiert zu werden, das von Rittern der Neuzeit beschützt werden musste, bändigte sie ihre rotbraune Mähne gewöhnlich zu einer strengen Frisur.

Eines der Telefone auf dem Tisch klingelte. Das linke, zum Glück. Evelyn nahm ab.

Am anderen Ende plapperte eine Frau drauflos: »Meine Tochter klagt über starke Kopfschmerzen. Sie ist heute von der Schaukel gefallen. Es ging ihr gut, aber jetzt ... Sie hat sich übergeben. Soll ich sie ins Krankenhaus bringen?«

»Ja, unbedingt. Es könnte eine ...«

In diesem Augenblick klingelte das Telefon zu ihrer Rechten. Auch nach zwei Jahren Dienst in der Notaufnahme geriet Evelyns Herz ins Stolpern, wenn dieses Schrillen den Kampf um Leben und Tod ankündigte.

»... Gehirnerschütterung sein«, beendete sie ihren Satz, legte nach einem hastigen

Gruß auf und griff zum anderen Hörer.

Die rauchige Stimme eines Rettungsassistenten schilderte knapp die Situation. Ein junger Mann nach einem Motorradunfall, starke Verletzungen, bewusstlos, Verdacht auf Schädelbasisbruch.

»Den Schockraum vorbereiten!«, rief sie in den Flur, sobald sie aufgelegt hatte. Doktor Kehrfeld, der gerade aus dem Aufenthaltsraum trat und zwei überfüllte Tassen in den Händen balancierte, stellte den Kaffee hastig ab, drehte sich abrupt um und eilte zurück.

Die nächsten fünf Minuten verliefen wie eine gut einstudierte Choreographie. Evelyn stellte das Beatmungsgerät und das EKG an und bereitete die Instrumente vor. Doktor Kehrfeld füllte die Notfallvoranmeldung aus. Doktor Lühne, ein hagerer Arzt mit silberweißem Haar und einer runden Brille, die zu groß für sein Gesicht zu sein schien, verteilte die Aufgaben an die anderen Schwestern.

Die Türen glitten auseinander. Ein Rettungsassistent, begleitet von einem Notarzt, schob die Trage in den Flur. Der junge Mann darauf sah aus, als wäre er einem Fleischwolf nur knapp entkommen. Seine Kleidung war zerrissen und blutüberströmt, der linke Arm und die beiden Beine geschient. Aus dem Mund und den Ohren sickerte Blut.

»Sein Motorrad hat es buchstäblich in alle Bestandteile zerlegt«, berichtete der Rettungsassistent. »Ich hätte mein Monatsgehalt darauf verwettet, dass der Kerl es niemals bis hierher schaffen würde.«

Wetten um ein Leben? Evelyn biss sich auf die Unterlippe, um ihn wegen dieser Bemerkung nicht anzufauchen. Vergiss den Blödmann! Es geht nicht um ihn, es geht allein um den Verletzten. Denn dieser braucht all deine Aufmerksamkeit. Und ein Wunder ...

Die Trage wurde in den Schockraum gerollt. Evelyn legte die Elektroden des EKGs an. Über den Monitor zuckte sogleich die Herzspannungskurve, mehrfarbige Zahlen gaben den Blutdruck und die Sauerstoffsättigung wieder. Über eine Angabe stutzte Evelyn.

»Seine Körpertemperatur liegt bei 30 Grad«, meldete sie, während dieser Parameter weiter sank. Wie um ihre Worte zu untermalen, brach die EKG-Kurve in ein unkoordiniertes Zucken aus.

»Kammerflimmern«, diagnostizierte Doktor Kehrfeld. »Defibrillator auf 200 laden. Adrenalin bereithalten.« Er klang ruhig und ohne Hektik – ganz anders als in so manchen Arztserien, auch wenn der Druck nicht zu überhören war.

Evelyn verbat sich alle Gedanken, die nichts mit ihren Aufgaben zu tun hatten. Ihre Welt begrenzte sich auf den Mann, der um sein Leben kämpfte. Doktor Kehrfeld bereitete den Bewusstlosen auf die Beatmung vor. Evelyn begann mit der Herzmassage, während Doktor Lühne den Defibrillator einstellte.

»Auf 200 geladen. Und ... weg!«

Evelyn und Kehrfeld unterbrachen die Wiederbelebungsmaßnahmen. Ein Stromschlag ließ den Bewusstlosen zusammenzucken. Das EKG zeigte weiterhin Kammerflimmern an. Die Sekunden verstrichen, wurden zu Minuten. Das Gesicht von Doktor Lühne verfinsterte sich, während Kehrfeld wie besessen die Wiederbelebung fortsetzte. Doch Evelyn wusste

bereits, was Doktor Lühne gleich aussprechen würde: »Es ist vorbei. Das dauert zu lange.«

Kehrfeld würdigte ihn keines Blickes. »Er ist jung und sieht recht sportlich aus. Er wird es noch schaffen.«

Evelyn schaute auf den Monitor des EKGs. Keine Veränderungen. »Wird er nicht«, flüsterte sie. »Moment mal ... Irgendwas stimmt da nicht! Seine Körpertemperatur ist unter die Raumtemperatur gesunken.«

Sie legte ihre Hand auf seine Brust. Oh Gott ... Es konnte unmöglich ein lebender Mensch sein, den sie da anfasste. Er war kalt wie eine Leiche. Eine Leiche, die schon lange in der Pathologie gelegen hatte.

Sie schreckte zurück. Und obwohl sie ihn nicht mehr berührte, schien die Kälte an ihren Fingern zu kleben; sie drang durch den Latexhandschuh, kroch unter die Haut und wanderte an Evelyns Arm hoch. Nur mit Mühe unterdrückte sie den Impuls, sich zu schütteln.

»Okay«, sagte Doktor Kehrfeld resigniert. »Wir brechen ab.« Er schaute zur Uhr und beugte sich über den jungen Mann, als wollte er sich von ihm verabschieden. »Der Zeitpunkt des ...«

Der Tote schlug die Lider auf. Vor Entsetzen stieß Evelyn einen Schrei aus und taumelte gegen eine Ablage mit den Instrumenten. Dabei konnte sie den Blick nicht von seinem lösen, egal, wie sehr sie es auch wollte. Die Iris des Mannes färbte sich schwarz und wurde übernatürlich groß. Feine Blutadern schossen über das Weiß des Augapfels. Der Verstorbene zischte, packte Kehrfeld am Nacken und zog ihn zu sich heran.

»Was ...« Mehr brachte der Arzt nicht hervor, denn der Tote ... küsste ihn.

Kehrfelds Atem stockte, und ein Krächzen entfuhr seiner Kehle. Wie bei einem Asthma-Anfall mühte er sich, Luft zu holen, und gab pfeifende, erstickte Geräusche von sich.

Hilf ihm! Tu doch etwas! Mit Überwindung löste sich Evelyn aus der Starre. Sie ergriff die Hand des Mannes, die Kehrfelds Nacken umklammerte, um die unnachgiebigen Finger zu lockern. Es knackte – vermutlich hatte sie ihm einen oder mehrere gebrochen.

Energisch zerrte sie Doktor Kehrfeld zur Seite. Er stieß gegen eine Wand. Seine Beine gaben nach, er rutschte auf den Boden, zitterte und rang nach Luft. Evelyn beobachtete, wie seine Haut ergraute. Ein Schweißfilm überzog sein Gesicht und glänzte im Licht der Neonlampen. Umso grotesker wirkte das Lächeln, das sich auf seine blau angelaufenen Lippen stahl.

Niemand regte sich, niemand verlor ein Wort, bis Doktor Lühnes entgeisterter Blick zur EKG-Kurve wanderte.

»Die Sinuslinie ist wieder da«, konstatierte er, zu schockiert, um zu irgendwelchen anderen Emotionen fähig zu sein. »Der Blutdruck und die Körpertemperatur steigen.«

Evelyn schnappte nach Luft, als wäre das ihr erster Atemzug, den sie nach dem Angriff getan hatte, und kniete sich vor Kehrfeld. »Ist alles in Ordnung?«

Dumme Frage. Nichts war in Ordnung! Sie rüttelte an seiner Schulter, dann tastete sie nach der Schlagader. Seine Haut glühte vor Fieber. Der Puls pochte schwach unter ihren

Fingern. Der Arzt lebte. Er kämpfte, und er würde es schaffen. Ganz bestimmt.

»Bernulf?«, rief sie ihn sanft. »Kannst du mich hören?«

Das Zittern ging in Schüttelfrost über. Kehrfeld stöhnte und kippte auf die Seite. Blauschwarze Pusteln schwollen an seinem Hals an, wurden zu hässlichen Beulen und platzten. Er krümmte sich vor Schmerzen, würgte und erbrach eine Brühe aus Kaffee und Brötchenstücken auf das Linoleum. Mit dem nächsten Krampf spie er einen Schwall schwarzen Blutes aus.

Dann verlor er das Bewusstsein.

Evelyn saß am Tresen, doch auf ihre Formulare konnte sie sich kaum konzentrieren. Komm schon, Bernulf, du bist doch zäh wie ein Wolf! Er würde es überstehen, er war schließlich in guten Händen. Ihre Nase begann zu kribbeln, obwohl sie sich mit allen Sinnen gegen die Hoffnungslosigkeit wehrte.

Evelyn löste den Blick von den Papieren und schaute auf. Eine Weile stierte sie vor sich hin, ohne zu blinzeln, ohne den Tränen zu erlauben hervorzutreten, bis ihre Augen brannten. Irgendwo in diesem Gebäude lag das totgeglaubte Opfer des Motorradunfalls. Sie spürte seine Präsenz, so wie sie schon immer hatte spüren können, wenn jemand ihr auf den Rücken startete.

Am liebsten würde sie ihn ... Erst jetzt bemerkte sie ihre verkrampfte Hand, die einen Kugelschreiber würgte. Halt! Was dachte sie da? Er war ein Patient, und ehrlich gesagt, wusste sie nicht einmal, was genau im Schockraum vorgefallen war. Irgendeine vernünftige Erklärung musste es doch für all das geben. Evelyn ließ den Kugelschreiber fallen und schob die Papiere beiseite. Sie musste sich ablenken, einen klaren Kopf bekommen. Einige Zeit lief sie im Flur auf und ab, dann steuerte sie die Treppe an, ohne recht zu wissen, wohin ihre Beine sie trugen.

Inzwischen war der Mann aus dem Not-OP heraus und befand sich in einem Aufwachraum, das wusste Evelyn. Woher? Das konnte sie nicht beantworten, und war es nicht auch egal? Sie musste ihn sehen! Ja, sie musste ihn mit eigenen Augen sehen, um festzustellen, dass nichts Außergewöhnliches an ihm war.

Ein siebter Sinn führte Evelyn zu ihm, als wäre sie ein Jagdhund, der einer Fährte folgte. Bald erreichte sie das Krankenzimmer, in dem er liegen musste. Sie riss die Tür auf und verharnte.

Nun sah sie ihn. Und fragte sich, ob sie den richtigen Raum erwischte hatte oder ob die Augen ihr einen Streich spielten.

Der Mann blickte aus dem Fenster in die Nacht hinaus, knöpfte sich das Hemd zu und summte etwas, aus dem mit viel Fantasie Ravels Bolero zu erahnen war. Seine Treffsicherheit von Tönen lag unter jedem messbaren Bereich – wenn er genauso gut Motorrad fuhr, wunderte es Evelyn nicht, wie es zum Unfall kommen konnte.

»Was machen Sie da?«, schnaubte sie, zu verwirrt, um wirklich die Frage zu formen, die auf ihrer Zunge brannte.

Er fuhr herum. In der Dunkelheit konnte Evelyn nur seinen Umriss erkennen, doch sie hätte schwören können, dass seine Augen aufblitzten.

»Mich anziehen. Sie stimmen mir sicherlich zu, dass ich nackt auf der Straße zu viel Aufsehen erregen würde.« Seine Stimme ging ihr unter die Haut. Ein dunkler, stattlicher Klang. Dazu mischte sich ein Akzent. Er rollte das ›R‹, und vor einigen ›S‹ setzte er ein kurzes ›E‹: auf derrr E-Straße ...

Evelyn tastete nach dem Lichtschalter und machte die Beleuchtung an. Ja, nackt würde er auf der Straße in der Tat zu viel Aufsehen erregen. Sogar angezogen brachte er Evelyn dazu, ihn zu begaffen. Was allerdings nicht so sehr an seinem – im Übrigen recht durchtrainierten – Körper lag, sondern an der Tatsache, dass er völlig unversehrt vor ihr stand. Wo waren denn die gebrochenen Beine abgeblieben? Was war mit dem Schädelbasisbruch geschehen? Allein seine Haut wirkte blass, und das dunkelbraune, leicht gewellte Haar konnte gut einen Kamm vertragen.

Wenigstens summte er nicht mehr.

»Wo haben Sie die Sachen her?«, fuhr Evelyn ihn an, als sie sich wieder in der Lage fühlte, eine sinnvolle Kombination aus verständlichen Lauten hervorzubringen. Eine dumme Frage unter diesen Umständen, aber irgendetwas musste sie sagen, um wenigstens das Gefühl zu haben, Herrin der Lage zu sein.

»Ausgeborgt. Ich unterbreche unser Plauderstündchen nur ungern, aber ich muss los. Ehrlich gesagt, hätte ich hier niemals landen sollen, aber ... así es la vida!« Er brach ab. »Ich rede zu viel, was?«

»Sie gehen nirgendwohin, bis ich nicht erfahren habe, was heute vorgefallen ist und warum Bernulf – Doktor Kehrfeld – auf der Intensivstation liegt!«

Sie hörte ein unterdrücktes Lachen. »Ich glaube zwar kaum, dass Sie mich aufhalten können, aber den Versuch würde ich gern erleben.«

Auf einmal stand er direkt neben ihr, ohne dass sie registriert hätte, dass er sich bewegt hatte. Seine Hände umschlossen ihre Wangen. Die Kälte, die sie schon im Schockraum gespürt hatte, kroch unter ihre Haut und verschlug ihr den Atem. Noch nie zuvor hatte sie in ein Gesicht geblickt, das so anziehend war und ihr gleichzeitig solche Angst einjagte. Es glich einer kunstvoll gearbeiteten Totenmaske. Das Dunkelblau seiner Augen wurde immer heller, bis die Iris wie Eis erschien. Der Blick durchbohrte ihre Seele.

Du wirst dich nicht an mich erinnern.

Sie stemmte die Hände gegen seine Brust und schubste ihn weg. »Das hätten Sie wohl gerne, was?«

In Sekunden durchlebte sein Gesichtsausdruck mehrere Wandlungen: Schock, Irritation, Ratlosigkeit. Dann erlangte er seine Fassung wieder. Äußerlich zumindest. Wie durcheinander er war, konnte sie spüren, als wäre sie ein Teil von ihm. Sie schüttelte sich vor Abscheu.

Er neigte den Kopf und musterte sie eindringlich. Wenn er kurz zuvor bloß mit ihr gespielt hatte, so wurde sein Tonfall jetzt mit einem Schlag ernst. »Sie können unmöglich eine von uns sein. Caramba, ich hätte Sie gespürt!«

Die Kälte in ihrem Innern tastete nach ihrer Seele. Die Worte, die er zu ihr sagte, lösten sich in anderen auf, die in ihren Kopf eindrangen: Du kannst mich jetzt nicht hören,

oder?

Evelyn schloss die Lider.

Nein, natürlich kann sie das nicht. Woher auch. Das Ganze hat mich mehr geschwächt, als ich es vermutet habe.

Ihr Kopf schwirrte, als hätte sie zu viel von dem übersüßen Sherry ihres Vaters getrunken. Fast schmeckte sie die zähe Flüssigkeit auf der Zunge, wie der Likör ihren Rachen hinunterglitt, ihr Inneres erwärmte und die Kälte vertrieb. Ihr wurde schwindelig.

»Adiós«, hauchte es, und als das Wort verklungen war, verschwand auch der Zauber, der Evelyn in seinen Fängen gehalten hatte.

Evelyn riss die Augen auf. »So einfach kommen Sie mir ...«

Sie befand sich allein im Raum. Und der Mann – nichts als ein Traum? Eher ein Alptraum. Vielleicht sollte sie sich zwicken – und schon würde sie Doktor Kehrfield im Aufenthaltsraum gegenüber sitzen, zwei Tassen mit lauwarmem Kaffee auf dem Tisch, und – was hatte er gerade erzählt? – sie würde sich entschuldigen müssen, eingenickt zu sein.

Doch sie zwickte sich nicht. Wie ferngesteuert ging sie zurück in die Notaufnahme, zu ihrem Tresen, hinter dem sie sich immer so sicher fühlte. Er war noch hier, dieser seltsame Mann, irgendwo hier im Krankenhaus. Das konnte sie spüren, genau wie seine Gier nach dem Atem des Lebens, die plötzlich zu ihrer eigenen wurde.

Sie hatte gerade die Formulare sortiert, um sich wenigstens eine Beschäftigung zu geben, als Doktor Lühne auf sie zukam und vor ihr stehen blieb.

Er sagte etwas.

Mit einer Verzögerung erreichten seine Worte ihr Hirn: »Doktor Kehrfield ist soeben gestorben.«

## 2. Kapitel

Evelyn brauchte eine kleine Ewigkeit, um die Nachricht zu verarbeiten. Die Notaufnahme konfrontierte sie oft genug mit dem Tod. Aber jemanden zu verlieren, mit dem man Tag für Tag zusammenarbeitete, den man mochte und der einem nahestand, bedeutete etwas anderes.

»Woran?«, stieß sie kaum hörbar hervor.

Doktor Lühne nahm seine Nickelbrille ab. Ohne sie erinnerte sein Gesicht an einen grauen Reiher.

»Wir vermuten die Beulenpest.« Er setzte die Brille wieder auf, schob die Hände in die Taschen seines Kittels, zog sie dann heraus und knetete die langen, knochigen Finger.

Bernulf Kehrfeld war tot. Tot. Evelyn bekam kaum Luft, um die nächsten Worte über die Lippen zu bringen.

»Beulenpest? Sind wir etwa im Mittelalter? Außerdem verläuft keine Beulenpest dieser Welt so schnell.« Verzweifelt suchte sie nach Argumenten, warum das nicht stimmen konnte. Nicht stimmen durfte.

»Wir haben die Proben zur Analyse geschickt. Bald werden wir Genaueres wissen.«

Evelyn starrte auf seine Finger, als wären sie das Einzige, was sie noch in der Realität hielt. »Und was ist mit diesem Mann? Ich bin mir sicher, das Ganze hat etwas mit ihm zu tun.«

Die Finger unterbrachen ihr sinnloses Spiel. »Mit welchem Mann?«

»Dem mit dem Motorradunfall.«

»Wie meinen Sie das? Er ist während der Operation verstorben.«

Was, dort auch? Die Bemerkung lag ihr bitter auf der Zunge. Doch die kleinen Augen des Arztes, die in der Tat an die eines Vogels erinnerten, blickten ihr ausdruckslos entgegen. Er meinte es ernst – noch mehr: Er glaubte selbst daran.

Wort für Wort presste sie hervor: »Ist er ganz bestimmt nicht.«

Schließlich hatte sie ihn gesehen. Putzmunter, teilweise widerlich-arrogant und, zugegebenermaßen, nicht ganz ohne Charme. Wobei Letzteres sie nicht einmal sich selbst eingestehen würde. Sonst müsste sie an ihrer Psyche zweifeln, wenn sie einen ... Mörder? ... charmant fände.

Doktor Lühne runzelte die Stirn. »Doch, aber nicht an Beulenpest. Es wäre auch ein Wunder gewesen, wenn er es überlebt hätte. Sein Motorrad hat es ...«

»In alle Bestandteile zerlegt. Ja, ja, ich weiß, verflucht nochmal!«

Der Arzt seufzte und legte seine Hände zusammen. »Es war eine schwere Schicht für uns alle. Machen Sie für heute Schluss. Ich habe bereits Ihre Vertretung angefordert.«

Evelyn stützte sich mit den Ellbogen am Tresen ab und grub die Finger in ihr Haar. Doktor Lühne musste das als Zustimmung gedeutet haben, denn er nickte und schlurfte mit einem »Erholen Sie sich gut« davon.

Sie kaute auf ihrer Lippe und ließ die neuerlichen Geschehnisse Revue passieren. War sie verrückt geworden? Das wäre sicherlich eine naheliegende und vor allem die

einfachste Erklärung. Aber einfach hatte sie es noch nie gemocht.

Du wirst dich nicht an mich erinnern, kamen ihr die Worte des Mannes in den Sinn. Sie fröstelte. Alles war real, egal wie unmöglich es klang! Außerdem konnte sie seine Präsenz immer noch spüren. Es gruselte sie, doch Evelyn schloss die Augen und konzentrierte sich auf das befremdliche Gefühl. Sollte sie Recht haben, dann war er immer noch im Krankenhaus, bereits auf der Suche nach seinem nächsten Opfer. Sie stand auf und ließ sich von ihrer Wahrnehmung führen.

Als sie schließlich stehen blieb, fand sie sich im dritten Stock vor einem Krankenzimmer wieder, eine Hand auf die Klinke gelegt. Sie fuhr mit der Zunge über ihre trockenen Lippen.

Eins, zwei – jetzt! Sie riss die Tür auf.

Im Zimmer lag eine alte Frau, das andere Bett war frisch bezogen und leer. Das Fenster stand offen; die nächtliche Brise bauschte die Vorhänge, von denen einer halbabgerissen hinunterhing. Die Lampe warf ihr schwaches Licht auf die Patientin. Ein Nachtschwärmer flatterte darunter hin und her, vergeblich bemüht, Freiheit zu erlangen.

»Du hast ihn vertrieben, mein Kind.« Der Atem der Alten rasselte, und die Worte lösten sich darin auf. Evelyn musste lauschen, um sie zu verstehen. Gleich darauf setzte Husten ein, der die schwache Brust aufzureißen schien. Mit jedem Schnappen nach Luft verlor die Arme den Kampf um ihr Leben ein Stückchen mehr.

»Wen?« Evelyn trat ans Bett. Ein säuerlicher Geruch stieg ihr in die Nase, gemischt mit dem Duft von Mottenkugeln, den das Nachthemd der Kranken verströmte.

»Den Tod.«

Evelyn erzwang ein Lächeln. »Wie gut, dass ich in der Nähe war.« Und hätte beinahe hinzugefügt: Heute ist bereits genug gestorben worden. Ihre anfangs ruhige Schicht in der Notaufnahme artete in ein Horror-Szenario aus. Vielleicht war alles doch nur das Produkt ihrer Fantasie? Unter Schock hatten Menschen weit seltsamere Dinge erlebt.

Die Frau schloss die fast durchscheinenden Lider. Ihre Augäpfel flatterten hin und her wie ein seltsames Uhrwerk. »Es war ein Traum von Liebe. Und Leidenschaft.«

Evelyn senkte den Kopf. Noch eine, die fantasierte. Die dünnen Lippen hatten sogar eine Schnute gezogen, als sei sie beleidigt, weil Evelyn einen guten Bekannten aus dem Zimmer gescheucht hätte.

»Dann tut es mir leid.« Sie setzte sich ans Bett und berührte die Hand der Kranken, ohne zu wissen, warum sie das tat.

Die Alte forschte in ihrem Gesicht. Evelyn wollte sich diesen Augen entziehen, aber auch wenn sie die Frau nicht anschaute, fühlte sie ihren Blick auf sich lasten.

»Du hast dieselben Augen, mein Kind. Ja, ja, die hast du. So hungrig und lauernd und ... wunderschön.«

»Dieselben Augen? Wie wer?« Sie wollte aufstehen, doch die Frau umschloss ihr Handgelenk mit einer Kraft, die Evelyn ihr nie zugetraut hätte.

»Wie der Tod. Bist du hier, um mich auf die andere Seite zu begleiten?«

»Eigentlich sind die meisten von uns hier, um genau das nach Möglichkeit zu

verhindern. Jetzt lassen Sie mich bitte los.« Sie beugte sich zu der Kranken, fühlte sich mit einem Mal müde und erschöpft. Die Worte der Alten schwirrten in ihrem Kopf wie der ungebetene Nachtschwärmer unter der Lampe – nein, sogar wie ein ganzer Schwarm davon –, ergaben aber keinerlei Sinn.

»Sie sollten sich lieber ausruhen«, sagte sie. »Es ist so spät. Schlafen Sie gut.« Von einem seltsamen Drang bewegt, dem sie nicht widerstehen konnte, gab Evelyn der Kranken einen Kuss. Und vergaß für einen Moment alles andere, was sie umgab oder beschäftigte.

Mit dem Daumen strich sie über die spröde Hand. Die Finger ähnelten trockenen Zweigen, die bei einem auch noch so geringen Druck brechen könnten. Die Frau stieß ein Seufzen aus. Evelyn schreckte zurück und verharrte, wieder ihrer selbst bewusst.

Ein Lächeln umspielte die Lippen der Kranken. Ein wohlbekanntes Lächeln. Wie das von Doktor Kehrfeld, mit dem er seinen Tod begrüßt hatte. Die Frau regte sich nicht mehr.

Nur der Nachtschwärmer warf sich gegen die Lampe. Immer und immer wieder.

Evelyn saß im Pausenraum und schlürfte den Kaffee. Ohne Sahne und Zucker. Die Brühe belegte ihre Zunge mit einer bitteren Schicht. Dieselbe Bitterkeit legte sich auf ihr Gemüt. Auch das lustige Mäulchen auf ihrem Becher vermochte den Trübsinn nicht zu verscheuchen.

Sie drehte die Tasse in den Händen und erhaschte auf der dunklen Oberfläche den Blick auf ihr Spiegelbild. Hatte sie wirklich Augen wie der Tod?

Seltsamerweise fühlte sie sich wie neu geboren, als hätte in ihr ein zweiter Atem eingesetzt, gerade in dem Moment, als der Atem der alten Frau für immer versiegt war ...

Schwachsinn! Evelyn knallte die Tasse auf den Tisch, und etwas Kaffee schwappte über den Rand. Die alte Frau war gestorben, weil die Lungenentzündung ihre Kräfte aufgezehrt hatte.

Sie sollte lieber nach vernünftigen Erklärungen suchen. Zumindest sobald sie in der Lage war, wieder logisch zu denken.

Evelyn fröstelte. Die Temperatur im Aufenthaltsraum schien rapide gesunken zu sein, obwohl draußen die Nacht der Sommerhitze Tribut zollte. Sie rieb sich über die Arme und schüttelte sich. Eine Neonröhre flackerte. Zuerst zaghaft, dann immer schneller. Das zuckende Licht tat weh in den Augen. Evelyn stand auf und schaltete die Beleuchtung aus. So war es besser. Nur die Laterne spendete von draußen etwas Licht.

Sie drehte sich um und fuhr zusammen. Direkt vor ihr stand eine junge Frau, etwa Mitte zwanzig. Das bronzefarbene Haar hüllte sie wie ein Umhang ein. Ein exotischer Duft kroch in Evelyns Nase: eine Mischung aus Waldboden und aromatischer Baumrinde mit einer Note von Moschus.

Die Erscheinung der Frau verschwand genauso plötzlich, wie sie entstanden war, obwohl Evelyn die Anwesenheit der Unbekannten noch fühlte. Ihr Herz begann zu hämmern. Was, zum Teufel, geschah hier? Am liebsten wäre sie weggelaufen, weit weg von all dem Irrsinn.

Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Bewegung wahr, glaubte in einer Ecke Schwaden

zu entdecken, als ströme ein schwarzer Nebel durch eine unsichtbare Ritze herein. Sie rieb sich die Lider. Aber die Schwaden verschwanden nicht. Langsam krochen sie auf sie zu wie die Tentakeln eines Kraken aus Rauch.

Evelyn tastete nach dem Schalter und knipste das Licht wieder an.

Quatsch.

Da war nichts.

Die ganzen Vorfälle hatten ihr mehr zugesetzt, als sie es sich eingestehen wollte. Sie sank in einen Sessel und legte den Kopf in den Nacken. Doktor Lühne hatte Recht, sie sollte nach Hause gehen, wo sie sich einen Kaffee kochen konnte, der auch nach Kaffee schmeckte.

Das Licht flackerte wieder.

Um ihren Kopf lastete ein Druck, als quetsche jemand langsam ihren Schädel zusammen. Warum war es hier so kalt? Auf ihren Armen bildete sich eine Gänsehaut. Evelyn rieb darüber und erschrak. Schon wieder fasste sie eine Leiche an, nur war es diesmal sie, deren Haut eiskalt schien.

Das Licht erstarb, und die Dunkelheit verschlang den Raum. Evelyn starrte vor sich hin, während sich der Druck auf ihre Schläfen und die Stirn verstärkte. Da, in der Ecke – da bewegte sich etwas ... Die Nebelschwaden!

Sie musste fort von hier, verschwinden, so schnell wie möglich. Doch sie konnte sich nicht von der Stelle rühren. Ihr Körper fühlte sich schwach und willenlos an, wie etwas Fremdes, in dem sie gefangengehalten wurde. In der Finsternis glaubte sie eine Silhouette zu erkennen. Die junge Frau von vorhin. Um den Hals trug sie ein armdickes Band aus grünem Leder, das sich zu bewegen schien.

Die Unbekannte starrte durch sie hindurch. Etwas an ihr kam Evelyn vertraut vor. Vielleicht die Art, wie sie den Kopf neigte, oder ihre Stupsnase und die Konturen ihres Mundes, der keinen Lippenstift brauchte. Der Halsschmuck glitt zu Boden, und auf einmal erkannte Evelyn die Schlange, die sich zu ihren Füßen schlängelte. Der schmale Körper schnellte einem Pfeil gleich nach vorne, und die Giftzähne schlugen in ihre Wade.

»Ist der Kaffee noch warm?«

Evelyn zuckte zusammen.

Das Licht ging an. Geblendet blinzelte sie und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen, während vor ihren Augen ein Schwarm aus weißen Punkten tanzte. War sie eingenickt? Vermutlich.

Susanne flatterte zur Küchennische und betrachtete mit gerümpfter Nase die Glaskanne. »Das ist doch kein Kaffee, das ist eine Schande«, stellte sie nach ihrer Inspektion fest und wandte sich wieder an Evelyn. »Mensch, du siehst aus, als hättest du ein Gespenst gesehen. Du Arme. Schrecklich, was mit Doktor Kehrfeld passiert ist, was? Er war ein ganz Netter.«

Evelyn horchte auf. »Was hast du denn genau über den Vorfall gehört?«

»Dass er bei einer Routineuntersuchung eines Patienten zusammengebrochen ist.«

Evelyn hob eine Augenbraue. Eine sehr interessante Version der Geschehnisse. »Wer

hat dir das erzählt?«

Susanne runzelte die Stirn. »Du.«

Genug. Evelyn rieb sich die Schläfen. Es ging eindeutig zu weit. Vielleicht wurde sie wirklich langsam verrückt. Zuerst das, dann ihre Träume. Sie spähte in die dunkle Ecke, konnte dort aber keinen Nebel entdecken. Natürlich nicht.

»Müde? Das sind wir alle.« Susanne füllte Wasser in die Kaffeemaschine und durchstöberte die Schränke auf der Suche nach einer Filtertüte. »Ich bin immer noch neben der Spur. Musste es ausgerechnet Bernulf treffen? Am Freitag wollte er mit mir ausgehen. Kannst du dir das vorstellen? Der Arzt und die Krankenschwester – wie in einem Roman.«

Alles klar. Evelyn konnte sich nur schwer beherrschen, um nicht aufzulachen. Anscheinend war er dabei gewesen, sich unter den Krankenschwestern die jeweilige Abendunterhaltung auszusuchen. Heute die eine, morgen die andere. Überrascht ertappte sie sich dabei, wie sie ihm die Pest an den Hals wünschte. Eine groteske Vorstellung unter den gegebenen Umständen.

»Ich denke, ich gehe jetzt lieber«, murkte Evelyn. Sonst würde sie am Ende noch etwas sagen, was ihr später leidtäte.

»Hm-hm«, erwiderte Susanne und kramte weiter in einer Schublade.

Evelyn verließ das Zimmer. Sie musste endlich nach Hause. Vielleicht sollte sie ein paar Tage Urlaub nehmen, um in Ruhe mit allem klarzukommen. Sie lief den Korridor entlang, während sich ein unangenehmes Gefühl in ihr breitmachte. Starrte ihr jemand in den Nacken? Sie blickte umher, sah aber nur den Flur und ein Fenster, aus dem ihr die Nacht entgegenlugte. Doch das Gefühl, beobachtet zu werden, wich nicht von ihr. Es zwang sie, sich immer wieder umzudrehen und in die dunklen Ecken zu spähen. Sie blieb stehen, versucht, sich selbst eine Ohrfeige zu verpassen. Komm endlich wieder zu dir! Vergiss den blöden Alptraum!

Still und leer lag der Flur vor ihr. Sie lauschte. Das Krankenhaus wirkte wie ausgestorben. Und es war kalt. Verdammt kalt, wie in einer Leichenhalle.

Du hast dieselben Augen, mein Kind, flüsterte es in ihrem Kopf, als stünde die alte Frau direkt neben ihr.

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte sie laut. »Du bist eindeutig verrückt geworden.« Der Klang ihrer eigenen Worte beruhigte sie, vermochte jedoch nicht das Flüstern zu vertreiben.

Bist du hier, um mich auf die andere Seite zu begleiten?

Evelyn fuhr herum. Keiner da. Vielleicht sollte sie in den Aufenthaltsraum zurückkehren? Sogar Susannes Träumereien von einem gemeinsamen Glück mit Doktor Kehrfeld wären ihr lieber als diese bedrückende Stille und Kälte, die an ihren Knochen nagte. Und das Wispern in ihrem Kopf.

Bist du hier, um mich auf die andere Seite zu begleiten? Bist du es? Sie fiel in einen Strudel aus Tuscheln und Zischeln wie das einer Schlange, das sich immer mehr steigerte: Bist du ... auf die andere Seite ... bist du ... hier ... auf ... zu begleiten ...

»Susanne!« Evelyn wollte zurücklaufen, doch das Flüstern hielt sie an Ort und Stelle gefesselt und legte ihre Glieder lahm.

Die Neonröhren gingen aus. Der Korridor vor ihr verschwand im Dunkeln.

»Susanne! Hörst du mich?«

In ihren Ohren rauschte es. Der Druck um ihren Kopf verstärkte sich. Verzweifelt massierte sie ihre Schläfen.

Wie viele hast du schon umgebracht, Evelyn?

Das Raunen gehörte nicht mehr der Verstorbenen, es klang höher und emotionslos. Zitternd starrte Evelyn in die Dunkelheit, in der sich rauchige Schwaden bildeten und zu ihr krochen. Kurz glaubte sie, in einer anderen Ecke die Schlangenfrau zu erkennen.

Wie viele, Evelyn, wie viele?

»Susanne!«, schrie sie hysterisch.

Warum hörte sie keiner? Vielleicht sollte sie die Augen schließen und sich ausruhen. Irgendwann würde sie aufwachen. Sie würde durch das geöffnete Fenster das Heu riechen und im Hof die Hühner gackern hören. Sie würde die knarrende Treppe in die Küche hinuntersteigen, in der ihre Mutter schon die Pfannkuchen zubereitet hatte.

Jemand packte sie am Oberarm und riss sie zur Seite. Evelyn stolperte, wäre fast hingefallen, doch der Griff hielt sie fest. Sie ruckte den Kopf und sah ihren alten Bekannten, der angeblich während der Not-OP gestorben war, nachdem er dasselbe im Schockraum getan hatte.

»Ich wusste es!«, zischte sie. »Anscheinend nehmen Sie es mit dem Sterben nicht so genau, was?«

Er beugte sich zu ihr. So nah machte ihr sein markantes Gesicht Angst. Seine Züge wirkten dann wie aus Holz geschnitzt und doch so makellos und anziehend.

»In der Tat«, raunte er ihr entgegen. »Wir haben eine langjährige und äußerst komplizierte Beziehung miteinander. Und jetzt nichts wie weg von hier.«

»Lassen Sie mich los!« Sie schlug gegen seine Schulter. Ohne ihren Protest zu beachten, schleppte er sie zur Treppe. Evelyn stolperte die Stufen hinauf, fauchte und wand sich in seinem Griff. »Hören Sie? Sie tun mir weh!«

Eisern hatten sich seine Finger um ihren Arm geschlossen. Jetzt erreichten sie den achten Stock. Wollte er mit ihr aufs Dach? Vor allem – was hatte er mit ihr vor? Sie zu beseitigen, weil sie anscheinend die Einzige war, die die Wahrheit kannte?

Das Licht ging aus. Der Mann spähte über das Geländer und zerrte Evelyn zur Tür, womit er ihr fast den Arm ausgekugelt hätte. Zusammen stürzten sie in den Flur und stießen mit einer Ärztin zusammen.

»Hilfe!«, keuchte Evelyn. »Rufen Sie die Polizei. Bitte!« Für einen Augenblick bekamen ihre ausgestreckten Finger den Kittel zu fassen. Die Ärztin wich zurück.

Der Mann schien für eine Sekunde aus dem Konzept gebracht zu sein. Jedenfalls lockerte sich sein Griff. Evelyn fuhr herum und kratzte ihm über die Wange. Er zischte und drückte eine Hand an die Schürfwunde. Die Hand, mit der er Evelyn festgehalten hatte. Sie schlug ihm mit einer Faust gegen das Kinn und rannte los. Ohne zu überlegen wohin,

hastete sie den Korridor entlang und schlüpfte durch eine halb geöffnete Tür. Ein leeres Krankenzimmer. Sehr gut. Sie lehnte sich gegen eine Wand und zwang sich, ihren Atem zu mäßigen, damit ihr Angreifer sie auf dem Flur nicht hören konnte.

Die Minuten verstrichen. Alles blieb still.

Nach einer Weile schwankte sie zum Fenster und riss es auf. Die schwüle Nachtluft schlug ihr entgegen, weiter draußen blinkten die Lichter der Stadt. Mit dem Ärmel wischte sie sich über die verschwitzte Stirn. Was war das für ein verrückter Tag? Vielleicht fantasierte sie ja nur.

Träumen ... Schlafen ... Das war eine gute Idee. Die Kopfschmerzen marterten ihr Hirn, und ihr Körper fühlte sich wie ein Schwamm an, den eine höhere Macht bis zum letzten Tropfen ausquetschte. Evelyn schloss die Augen. Ihr Geist flüchtete aus der Realität. Sie roch die frisch gebackenen Pfannkuchen und die Erdbeermarmelade, schmeckte die frische, von der Kuh noch warme Milch auf der Zunge. Ihre Mutter schmunzelte, um ihre Augen und die Mundwinkel bildeten sich Fältchen. Einige Haare hatten sich aus ihrem Dutt gelöst, standen hervor und bildeten einen Kranz um ihren Kopf.

»Verflucht, du machst es einem äußerst schwer! Wach auf!«

Ihre Mutter, die so gern gelächelt, es aber inzwischen verlernt hatte, rüttelte an ihrer Schulter.

»Wach auf!«

Evelyn wurde grob durchgeschüttelt. Wie lange hatte sie geschlafen? Es kam ihr wie Stunden vor. Sie schlug die Augen auf und sah ihren Verfolger. Er hatte sie gefunden!

»Was wollen Sie von mir?«, stöhnte sie.

»Das hat aber gedauert! Ich dachte, ich kriege dich nicht mehr wach. Warum sind die hinter dir her?« Während er sprach, zog er sie in den hellen Flur.

»Was? Wer?« Sie kniff die Lider zusammen, um nicht in das grelle Licht zu schauen.

»Wer bist du? Wo kommst du her?« Die Fragen prasselten auf ihren schmerzenden Schädel. Warum musste er so viel reden?

»Ich habe keine Ahnung, was Sie von mir wollen«, murmelte Evelyn bockig. »Lassen Sie mich endlich los.«

Aber er ließ sie nicht los. Er blieb nicht einmal stehen, sondern zerrte sie weiter hinter sich her. Evelyn wehrte sich nicht mehr. Sie ließ sich schleppen, wohin auch immer. Es war ihr egal geworden, sie hatte doch keine Chance gegen ihn.

»Stehen bleiben! Polizei!«

Ah, schön, strich ein müder Gedanke durch ihren Kopf. Das wurde auch Zeit.

Der Mann drückte Evelyn an sich. In seinen Armen konnte sie sich kaum bewegen, ja, sogar kaum atmen.

»Lassen Sie die Frau los und heben Sie die Hände hoch!«

Vor ihren Augen verschwamm alles, Evelyn vermochte nicht einmal einzuschätzen, wie viele Polizisten da standen. Sie lehnte den Kopf an die Brust ihres Entführers, spürte seine Muskeln unter dem Hemd und lauschte seinem Herzschlag. Sie wollte endlich schlafen.

»Ich fürchte, das geht nicht«, erwiderte der Mann, ob auf ihr Vorhaben oder die

Aufforderung, sie gehen zu lassen. Nur Evelyn vernahm sein Wispern, wobei es wie aus weiter Ferne zu ihr drang: »Seht mich an. Seht mir in die Augen, Jungs.«

»Ich wiederhole: Lassen Sie die Frau los!«

»Sind Sie etwa neidisch?« Schritt für Schritt wich er zusammen mit ihr zurück. »Wollen Sie lieber mit ihr kuscheln? Es tut mir leid, aber ich konnte noch nie teilen.« Mit einem Satz sprang er hoch und riss Evelyn mit sich. Unter den Füßen spürte sie die Fensterbank.

»Letzte Warnung ...«

»Maldita sea«, murmelte er, bis zum Äußersten angespannt. »Na kommt schon, schaut mir in die Augen, nur für eine Sekunde.« Erleichtert stieß er endlich hervor: »Ja, so ist es ganz brav.«

Das Glas splitterte.

Evelyns Füße verloren den Halt.

Das Letzte, woran sie sich erinnerte, waren der freie Fall und die feste Umarmung ihres Entführers.